

Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementspreis im Monat einschließlich Bringerlohn 80 Pfg., bei Selbstabholung 70 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage Neue Welt einschließlich Bringerlohn 90 Pfg., bei Selbstabholung 80 Pfg. — Durch die Post bezogen vierteljährlich 2.40 Mk., für 1 Monat 80 Pfg. (Postgeld vierteljährlich 42 Pfg., monatlich 14 Pfg.).

Redaktion:
Leipzig, Tauchaer Straße 19/21.
Telegramm-Adresse: Volkszeitung Leipzig.
Fernsprecher: 18608.

Inserate kosten die 7gespaltene Zeile oder deren Raum 25 Pfg., bei Platzvorschrift 30 Pfg. Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Preis für das Belegen von Prospekten ist bei der Gesamtauflage 4. — M. jedes Tausend, bei Teilaufgabe 5. — M. — Schluß der Annahme von Inseraten für die nächste Nummer früh 9 Uhr.

Erscheint täglich nachmittags mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag in Leipzig, Tauchaer Straße 19/21, Fernsprecher: 4596 • Inseraten-Abteilung Fernsprecher: 2721.

Tageskalender.

In dem Konkurs des Berliner Rechtsanwalts Brederick sind bis jetzt rund 132 000 Mark angemeldet, für die keine Deckung vorhanden ist.

Der jungtürkische Kongress hat im Prinzip die Umwandlung des Komitees in eine politische Partei beschlossen, die sich heute konstituieren wird.

Die Armeniermehrmehrheiten werden von den Kurden fortgesetzt.

Die Kolonne des Obersten Mangin fand die in Marrakesch gefangen gehaltenen Franzosen bereits befreit vor.

Nach der Mitteilung eines englischen Blattes sind infolge einer Überschwemmung Ende August in China 40—50 000 Menschen umgekommen.

Kautsky über „die neue Taktik“.

Von Anton Pannetier.

Leipzig, 10. September.

III. Die Eroberung der Herrschaft.

In meinem Artikel untersuchte ich die Machtfaktoren einer herrschenden Klasse, auf denen ihre Herrschaft beruht, und fand diese erstens in ihrer ökonomisch-wichtigen führenden Rolle, zweitens in ihrer geistigen Überlegenheit und Herrschaft über die Massen, drittens in der festen Organisation, die ihr in der Form der Staatsgewalt zur Verfügung steht; diese Staatsgewalt ist mächtig durch den einheitlichen Willen, der das Ganze beherrscht, durch ihre Autorität, und durch ihre materiellen Machtmittel, wie Polizei und Armee. Dann führe ich aus (S. 543):

Eine aufsteigende Klasse kann die Staatsgewalt erobern und behalten wegen ihrer ökonomischen Wichtigkeit und Macht; so die Bourgeoisie als Leiter der kapitalistischen Produktion und Besitzer des Geldes. Je mehr aber ihre wirtschaftliche Funktion überflüssig wird und sie zur Schmarogerklasse herabsinkt, um so mehr verschwindet dieser Faktor ihrer Macht. Dann geht auch ihr Ansehen und ihre geistige Überlegenheit verloren, und schließlich bleibt ihr als einzige Grundlage ihrer Herrschaft ihre Verfügung über die Staatsgewalt mit all ihren Machtmitteln. Will das Proletariat die Herrschaft erobern, so muß es die Staatsgewalt, die Festung besetzen, in der sich die bestehende Klasse verschanzt hat. Der Kampf des Proletariats ist nicht einfach ein Kampf gegen die Bourgeoisie um die Staatsgewalt als Objekt, sondern ein Kampf gegen die Staatsgewalt. Das Problem der sozialen Revolution lautet in kurzer Zusammenfassung: die Macht des Proletariats so hoch steigern, daß sie der Macht des Staates überlegen ist, und der Inhalt dieser Revolution ist die Vernichtung und Auflösung der Machtmittel des Staates durch die Machtmittel des Proletariats.

Sieht das dem Genossen Kautsky schon bedenklich aus, so kommt es später noch schlimmer. In der Darstellung des Prozesses der Revolution, wo ich darlege, wie eine Massen-

aktion zerstörend und auflösend auf die Macht und die innere Festigkeit der staatlichen Organisation wirkt, sage ich (S. 548):

Immer aufs neue geht der Kampf also wieder los, stellt sich Organisationsmacht gegen Organisationsmacht, immer wieder muß die Staatsgewalt sich der auflösenden, zerrüttenden Wirkung der Massenaktionen aussetzen. Der Kampf hört erst auf, wenn als Endresultat die völlige Zerstörung der staatlichen Organisation eingetreten ist.

Kautsky ist ganz entsetzt, wie ein Sozialdemokrat mit solchen bösen Absichten herumlaufen kann, den Staat zerstören zu wollen. Denn, ruft er, „bisher bestand der Gegensatz zwischen Sozialdemokraten und Anarchisten darin, daß jene die Staatsgewalt erobern, diese sie zerstören wollten.“ (S. 724). Was fordert dann am Staate meine Feindschaft so heraus, daß ich ihn zerstören will? Etwa die Zentralisation? Oder die Beamten? Und dann hält Kautsky mir eine lange Bußpredigt, daß Zentralisation nötig ist, daß Beamte nötig sind, daß ein Justizministerium, ein Finanzministerium, ja sogar ein Kriegsministerium nötig ist — da wird er selbst ruhig und fügt hinzu, daß er nur über die Gestaltung des Gegenwartstaates spricht. Ja, aber wir reden doch über die Eroberung der Herrschaft; was geht uns da die Gestaltung des Gegenwartstaates an? Aber am Schluß ereifert er sich noch einmal und hält mir vor (S. 732):

Durch welche Mittel will Pannetier die Verhältnisse — Sozialpolitik, Enteignung der Verwalter usw. — regeln, wenn nicht durch eine proletarische Staatsgewalt? Und wo soll die herkommen, wenn jegliche Staatsgewalt durch die Aktion der Masse zerstört wird?

Wie sagte doch Engels 1891 in seinem Vorwort zu: Der Bürgerkrieg in Frankreich?

Daraus folgt dann eine abergläubige Verehrung des Staates und alles dessen, was mit dem Staat zusammenhängt und die sich um so leichter einstellt, als man sich von Kindesbeinen daran gewöhnt hat, sich einzubilden, die der ganzen Gesellschaft gemeinsamen Geschäfte und Interessen könnten nicht anders besorgt werden, als wie sie bisher besorgt worden sind, nämlich durch den Staat und seine wohlbestallten Behörden. . . . In Wirklichkeit aber ist der Staat nichts als eine Maschine zur Unterdrückung einer Klasse durch eine andre. (S. 13.)

Denken wir uns, lieber Freund Kautsky, daß, durch irgendeinen Umstand, mit einem Zauber Schlag die ganze Staatsgewalt verschwunden wäre. Den Untertanen ist die preußische Käse völlig ausgegangen, die Polizisten sind nützliche Bürger geworden, ohne irgendwelche Autorität, in den Amtsstuben und Regierungsgebäuden wird nicht mehr regiert, auf die Landräte hört kein Mensch mehr, die Ministerien sind verödet und der Reichskanzler studiert ungehört seine Philosophie auf Hohenstein. Aber trotzdem die Macht, die der Herrschaft des Proletariats über die Gesellschaft im Wege stand, nun beseitigt ist, ist es doch völlig außerstande, seine Welt der sozialistischen Freiheit aufzubauen. Gelähmt steht es da — aus dem Sozialismus kann nichts werden, denn es ist keine Staatsgewalt mehr da, um ihn durchzu-

führen! Fühlen Sie nicht und fühlt nicht jedermann die Widersinnigkeit dieses ganzen Gedankenganges? Es ist doch klar, daß es für ein Proletariat, das sich trotz allen hemmenden Widerstandes gegen die schlimmste Gewalt so mühsam, mühsam Organisationen aufzubauen wußte, ein Leichtes ist, innerhalb zweimalvierundzwanzig Stunden einen fertigen Apparat zur Leitung und Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten zu schaffen.

Wird das aber nötig sein?

Lassen wir vorläufig die bösen hasbanarchistischen Pläne, und setzen wir uns als gute Sozialdemokraten, ähnlich wie Kautsky, nur das Ziel, die Staatsgewalt zu erobern und sie in unsern Dienst zu stellen. Wie machen wir das? Wir gewinnen die Mehrheit des Volkes und damit die Mehrheit im Parlament. Aber dazu brauchen wir allgemeines gleiches Wahlrecht; das müssen wir also zuerst erobern. Denn aus Idealismus, Demokratie oder Gerechtigkeit gibt die herrschende Klasse uns das nicht. Wie gewinnen wir solche neue Rechte? Durch Massenaktionen; die Jenaer Resolution stellte schon Massenstreiks dazu in Aussicht. Aber wird die herrschende Klasse dann sagen: Ihr Arbeiter habt einen so schönen Massenstreik gemacht, daß wir euch aus Respekt vor dieser Leistung das gleiche Wahlrecht gewähren? Nein, die herrschende Klasse muß gezwungen werden, durch die Macht der Aktion, die ihre staatliche Organisation, sonst ihre Zuversicht in allen Nöten, lähmt und antastet, dermaßen an die Wand gedrückt, daß ihr Nachgeben das Vernünftigste erscheint, um Schlimmeres zu verhindern. Aber deshalb wird sie auch zuerst all ihre Machtmittel aufwenden, um die Aktion des Proletariats zu brechen und diesen Ausgang zu verhindern. Gelingt ihr dies, so ist die Aktion gescheitert. Daher wird für das Proletariat kein Sieg möglich sein, wenn nicht diese Machtmittel in hohem Maße durch die proletarische Aktion lahmgelagt und kraftlos gemacht werden. Solange die herrschende Klasse sich im Besitze von Machtmitteln fühlt, solange wird sie sich nicht wehrlos fühlen und sie gegen die Aktion der Arbeiter ins Gefecht führen. Der vollkommene Sieg ist deshalb nur dadurch möglich, daß alle Machtmittel des Staates vernichtet sind. Dazu gehört auch die staatliche Organisation; weil sie trotz all ihrer Funktionen allgemeiner Natur eine Waffe in den Händen des Gegners ist, muß das Proletariat im Kampfe ihre Macht brechen.

Die Zerstörung der Machtmittel des Staates ist also kein vorausgesetztes Ziel, sondern ein unvermeidliches Resultat des Kampfes. Damit fällt alles Gerede, ich wolle die Staatsgewalt zerstören, und wolle also etwas andres als andre Sozialdemokraten, in sich zusammen. Es handelt sich nicht um was ich will, sondern um was sein wird. Während die Organisation der Staatsgewalt zerfällt und ihre Macht dahinschwindet, wächst zugleich schon die neue Organisation der Gesellschaft, die selbstgeschaffene demokratische Kampforganisation des Proletariats als immer größere gesellschaftliche Macht empor und übernimmt die Funktionen, die zur allgemeinen Regelung der Produktion notwendig sind.

Feuilleton.

Das rote Zimmer.

Schilderungen aus dem Künstler- und Schriftstellerleben.
Von August Strindberg.

58] [Nachdruck verboten.]
Falk blätterte einen Stoß Schuldscheine durch; dann und wann fuhr ein Lächeln über seine Lippen und ein einzelnes Wort ent schlüpfte ihm.
— Herr Gott! Ist es soweit mit ihm gekommen. Und der — und der — der für so solide galt! Jaja, jaja! Es kommen schwere Zeiten! — So, der gebraucht Geld? Dann werde ich sein Haus kaufen.
Es klopfte an die Tür. Das Pult wurde zugeschlagen, die Papiere und der Katesismus waren wie fortgeblasen, und Rostrom ging zur Tapetentür hinaus.
— Um halb eins, flüsternte Falk ihm nach. Noch ein Wort! Hast du das Gedicht fertig?
— Ja, antwortete es aus der Unterwelt.
— Gut! Halt Levins Schuldschein bereit, daß er der Kasse vorgelegt werden kann. Ich werde ihn eines Tages in die Luft sprengen. Er ist falsch, der Teufel!
Darauf rückte er das Halsstuch zurecht, zog die Manschetten aus den Ärmeln und öffnete die Tür zum Vorzimmer.
— Sieh da! Guten Tag, Herr Lundell! Gehorsamster Diener! Bitte, treten Sie näher! Wie stehts? Ich hatte mich einen Augenblick eingeschlossen.
Es war wirklich Lundell, der wie ein Kontorist nach der letzten Mode gekleidet war: Uhrkette, Ring, Handschuhe und Galschuh.
— Ich höre vielleicht, Herr Großhändler?

— Nein, keineswegs! Glauben Sie, Herr Lundell, daß wir bis morgen fertig bekommen können?
— Muß es notwendig morgen fertig sein?
— Unbedingt! Die Krippe hat ein Fest, das ich gebe, und meine Frau wird das Porträt öffentlich überreichen, um es im Eßsaal aufhängen zu lassen.
— Dann darf es kein Hindernis geben, antwortete Lundell und holte eine Staffelei mit einer beinahe fertig gemalten Leinwand aus einer kleinen Kammer. Wollen Sie mir einen Augenblick sehen, Herr Großhändler, so werde ich die letzte Hand anlegen.
— Gern! Gern! Bitte!
Falk warf sich auf einen Stuhl, kreuzte die Beine, nahm die Haltung eines Staatsmannes an und setzte eine vornehme Miene auf.
— Bitte, sprechen Sie, Herr Großhändler. Ihr Gesicht ist ja interessant genug, aber je mehr Nuancen des Charakters es ausdrücken kann, desto besser!
Falk schmunzelte, und ein Schein von Vergnügen und Wohlbehagen erleuchtete seine rohen Züge.
— Herr Lundell, Sie speisen am dritten Feiertag bei mir?
— Ja, danke.
— Da werden Sie die Gesichter höchst verdienter Männer studieren können, die es vielleicht eher verdienen, auf Leinwand fixiert zu werden als meine.
— Vielleicht werde ich die Ehre haben, sie zu malen?
— Ganz sicher, wenn ich ein Wort für Sie einlege.
— Oh, glauben Sie wirklich?
— Ganz sicher!
— Da sehe ich einen neuen Zug. Bitte, behalten Sie diese Miene. So! Vortrefflich! Ich fürchte, wir müssen den ganzen Tag dabei bleiben, wissen Sie, Herr Großhändler. Es sind noch eine ganze Menge Kleinigkeiten zu machen, die man nur unter der Hand entdecken kann. Ihr Gesicht ist so reich an interessanten Zügen.

— Na, dann speisen wir zusammen auswärts! Und wir wollen fleißig miteinander verkehren, Herr Lundell, damit Sie Gelegenheit haben, mein Gesicht besser zu studieren, für eine zweite Auflage, die zu haben immer gut ist. Ich muß wirklich sagen, wenige Menschen haben einen so angenehmen Eindruck auf mich gemacht, wie Sie, Herr Lundell.
— Oh, ich bitte gehorsamt!
— Und ich muß Ihnen sagen, mein Herr, daß ich scharf sehe und sehr wohl Wahrheit von Schmeichelei unterscheiden kann.
— Das habe ich sofort gesehen, antwortete Lundell gewissenlos. Mein Beruf hat mich Menschen beurteilen gelehrt.
— Sie haben einen Blick! Wahrhaftig nicht ein jeder kann mich beurteilen. Meine Frau zum Beispiel.
— Das kann man von Frauen auch nicht verlangen.
— Nein, das meine ich nicht! — Aber kann ich Ihnen nicht ein gutes Glas Portwein anbieten?
— Ich danke, Herr Großhändler, aber mein Grundsatz ist, nie etwas zu trinken, wenn ich arbeite.
— Das ist ganz richtig! Ich respektiere diesen Grundsatz — ich respektiere Grundsätze stets — um so mehr, als ich diesen teile.
— Aber wenn ich nicht arbeite, trinke ich gern ein Glas.
— Ganz wie ich!
Die Uhr schlug halb eins. Falk sprang auf.
— Entschuldigen Sie mich, ich muß einen Augenblick in Geschäften fort, ich bin aber gleich wieder zurück.
— Bitte, bitte sehr! Geschäfte gehen vor!
Falk kleidete sich an und ging; Lundell war allein im Kontor.
Er steckte sich eine Zigarre an und stellte sich vors Porträt. Wer sein Gesicht jetzt beobachtet hätte, würde seine Gedanken nicht haben sehen können, denn er hatte bereits so viel von der Kunst des Lebens gelernt, daß er nicht einmal der Einfachheit seine Ansichten anvertraute, ja, er fürchtete sogar, sich mit sich selber auseinanderzusetzen.

IV. Parlamentarismus und Massenaktion.

Seit einigen Jahren sind wir gewöhnt, daß uns bei jeder Kritik der parlamentarischen Tätigkeit, bei jedem Hinweis auf die Grenzen des parlamentarischen Kampfes, Verachtung des Parlamentarismus vorgeworfen wird. So auch wieder jetzt von Kautsky. Wir hatten über die wachsende Ohnmacht der Parlamente geredet, den aus dem Imperialismus entspringenden Uebeln, Kriegsgefahr und Teuerung, entgegenzutreten, und auf die Unmöglichkeit der Sozialdemokratie, unter den geltenden Wahlssystemen je die Mehrheit in ihnen zu erobern. Kautsky bestätigt in längeren Darlegungen diese Ohnmacht, und fügt dann hinzu (S. 728):

„Befragt das aber, daß die Proletarier sich von jetzt an mit geringerer Aufmerksamkeit von den Parlamenten abwenden sollen, um in Massenaktionen ihr Ziel zu suchen.“

Kein Mensch in der Partei, der daran denkt. Hätte er meinen Artikel etwas sorgfältiger gelesen, so hätte er am Anfang des Kapitels über die Eroberung der politischen Herrschaft folgende Ausführungen gefunden (S. 545):

„Wenn Parlamentarismus und Demokratie herrschen, wenn das Parlament über die ganze Staatsgewalt und die Volksherrschaft über das Parlament gebietet, würde der parlamentarische Kampf, das heißt die allmähliche Gewinnung der Volksherrschaft durch Parlamentärspraxis, Aufklärung und Wahlkampf, den geraden Weg zur Eroberung der Staatsgewalt bilden. Aber diese Bedingungen fehlen... Sie müssen erst durch Verfassungskämpfe, durch die Eroberung des demokratischen Wahlrechts vor allem, hergestellt werden... Wo große Massen schon gewonnen sind, aber die Rechte fehlen, wie hier in Deutschland, liegt der Schwerpunkt des Kampfes um die Herrschaft nicht in dem Kampfe mittels der vorhandenen Rechte, sondern in dem Kampfe um politische Rechte.“

Diese Verhältnisse sind nicht zufällig; das Fehlen der verfassungsmäßigen Grundlagen einer Volksherrschaft in einem Lande mit hochentwickelter Arbeiterbewegung ist die notwendige Form der Kapitalherrschaft. Es drückt aus, daß die tatsächliche Macht in den Händen der bestehenden Klasse liegt. Solange diese Macht ungebrochen da steht, kann die Bourgeoisie uns nicht selbst die formellen Mittel bieten, sie friedlich hinauszumandulieren. Sie muß geschlagen, ihre Macht muß gebrochen werden. Die Verfassung drückt das Verhältnis der Macht der Klassen aus; aber diese Macht muß sich im Kampfe bewähren. Eine Veränderung in der Abgrenzung der verfassungsmäßigen Rechte der Klassen ist nur dadurch möglich, daß die Machtmittel der kämpfenden Klassen sich entgegentreten und sich aneinander messen. Was nach der formellen Seite ein Kampf um die wichtigsten politischen Rechte ist, ist in seinem tiefsten Wesen in Wirklichkeit ein Auseinanderprallen der ganzen Macht der beiden Klassen, ein Kampf ihrer stärksten Machtmittel, die einander zu Schwächen und schließlich zu vernichten suchen.

Hier wird also ausdrücklich als Ziel der Massenaktionen aufgestellt: die Eroberung eines demokratischen Wahlrechts. Was für einen Sinn hätte das, wenn nicht diese Rechte durch Wahlen und parlamentarische Tätigkeit ausgenutzt werden? Sonderbare Verächter des Parlamentarismus sind wir doch, die wir gerade einen breiteren Boden für den Parlamentarismus schaffen wollen!

Für uns heißt es nicht, entweder Parlamentarismus oder Massenaktion, was ist besser? Für uns bilden sie beide eine notwendige Betätigungsweise des Proletariats, wobei jede ihre besondere Funktion hat. Kautsky dichtet uns die Meinung zu, weil die Parlamente ohnmächtig seien, solle man das unfruchtbare Getue aufgeben und bloß noch Massenaktionen veranstalten. Dagegen steht er einen Ausweg; der Widerspruch zwischen der steigenden Macht des Proletariats und der Ohnmacht seiner Parlamentsvertretung braucht nicht bestehen zu bleiben:

Die Macht des Proletariats im Parlament und außerhalb des Parlaments stehen in enger Wechselwirkung miteinander; sie können höchstens vorübergehend, nicht aber dauernd in entgegengesetzter Richtung voranschreiten. Die eine Seite stärkt die andere (Seite 729).

Aber weshalb das so sein muß, welche geheimnisvolle prästabilierte Harmonie dafür sorgt, daß die Macht des Proletariats und sein parlamentarischer Einfluß immer wieder miteinander in Uebereinstimmung kommen müssen — darüber schweigt sich Kautsky völlig aus. Natürlich, denn dann wäre seine ganze Spiegelfechterei gegen mich fortgeblieben. Die Kraft, die sie miteinander in Uebereinstimmung bringt, ist keine übernatürliche, prästabilierte Harmonie, sondern eine sehr irdische, materielle Kraft, die Kraft der Massenaktion. Die Parlamentsfraktionen brauchen nicht machtlos zu bleiben; aber das demokratische Wahlrecht, das allein die Ohnmacht unserer Parlamentsfraktionen aufheben kann, muß und kann nur durch einen Druck

von außen, durch Massenaktionen, erobert werden.

Hier liegt der wirkliche Zusammenhang zwischen Parlamentarismus und Massenaktion. Er besteht nicht im bloßen Zusammengehen, um einander zu stärken, sondern darin, daß die politischen Massenaktionen jedesmal den Boden für eine breitere Entfaltung des Parlamentarismus schaffen müssen. Daher bleiben sie auf solche Perioden beschränkt, worin die Unzulänglichkeiten der Wahlrechtssysteme den Arbeitern so drückend zum Bewußtsein kommen, daß sie zu den größten Opfern bereit sind. Denn nur durch schwere, opfervolle Massenkämpfe können wir uns die Rechte, die den Schlüssel zur politischen Herrschaft bilden, gewinnen.

Dies gilt für die Massenaktionen zur Eroberung des Wahlrechts. Aber auch die Gefahren und Bedrückungen, die uns der Imperialismus beschert, müssen zu Massenaktionen führen. Kautsky verneint das: gegen allgemeine kapitalistische Wirkungen, gegen die die Parlamente machtlos sind, können auch Massenaktionen nichts, da sie nur von den Parlamenten beschlossene ausdrücken können. Aber gerade, weil sie auf Parlament und Regierung wirken, irrt er sich. Eine Teuerung aus weltwirtschaftlichen Ursachen findet ihren Grund nicht in Parlamentsbeschlüssen; aber trotzdem könnten die Regierungen, Behörden oder Parlamente sehr viel zur Linderung der Not tun. Dazu werden sie aber erst schreiten, wenn die zur Verzweiflung getriebenen Massen sie durch kräftige Aktionen dazu zwingen; ein paar Versammlungen reichen da nicht aus. Das gilt natürlich noch viel mehr für Deutschland, wo Zölle, Grenzsperrung und Einfuhrschneide die Not außerordentlich verschlimmern. Hier wäre es geradezu eine Aufgabe für die Partei, den Groll der Massen in die Bahnen gewaltiger Massenaktionen zu leiten, und dadurch zu bewirken, daß aus ihnen ein möglichst großer Nutzen für das Volk erzielt wird.

Noch mehr aber als die Teuerung, muß die Kriegsgefahr zu Massenaktionen führen. —

Der achte skandinavische Arbeiterkongress.

Stockholm, den 5. September.

Die Nachmittags-Sitzung am Dienstag brachte zunächst das Referat Palmstiernas über Teuerung und Trunksucht. Der Redner geht zu den bürgerlichen Politikern, die in den letzten Jahren zur Sozialdemokratie übergetreten sind. Er unterscheidet sich vorteilhaft von einzelnen Kollegen dadurch, daß er durch ökonomische Studien auf den Weg zu uns gedrängt wurde. Allerdings steht er der marxistischen Ökonomie noch recht fremd gegenüber. Er wird von englischen Einflüssen stark beherrscht. Die letztere Erscheinung ist in der jüngeren bürgerlichen Intelligenz Schwedens zurzeit keine Seltenheit, und man findet selbst unter den zur Sozialdemokratie übergetretenen Elementen eine unverständliche Deutungsantipathie, die sich kaum die Mühe gibt, sich zu verbergen. Dieser Vorwurf kann zwar nicht gegen Palmstierna erhoben werden, aber auch er sucht seine Quellen in England, auch da, wo sie offenbar mit nackten Tatsachen in Widerspruch kommen. Im übrigen brachte sein Referat ein recht eingehendes Zahlenmaterial, das insbesondere für England das Resultat ergab, daß von 1900 zu 1911 die Kosten der Lebenshaltung um 10 Prozent stiegen, während die Arbeiterlöhne nur um 0,4 Proz. gestiegen sind. Der Redner sieht darin den Grund für die Geschwinnisse im gewerkschaftlichen Leben der englischen Arbeiter in den letzten Jahren.

Als Ursachen der Teuerung nennt der Referent zwei Ursachen: Vermehrung der Goldproduktion und das Trunksucht. Die erstere läßt den Wert des Geldes sinken, eine Erklärung für die internationale Erscheinung der Teuerung. Die zweite Ursache, der Übergang zur Monopolstellung, führt zu einer kapitalistischen Feudalherrschaft, welche rückwärtsloser Ausbeutung der Konsumumenten. Allein in Schweden existierten zurzeit etwa 200 Trustbildungen, von denen die eine, der Zuckertrust, eine absolute Monopolstellung auf dem schwedischen Markt einnimmt und den Zuckerpreis fortwährend weit über der Grenze Weltmarktpreis plus Zoll zu halten vermag. Dieser Trust arbeitet mit einem vorgeschossenen Kapital von 20 Millionen Kronen, das durch Rücklagen aus 126 Mill. buchmäßig angewachsen ist; die letztere Summe vergleicht der Trust seinen Aktionären mit 7 Proz. Ein Verbot der Trustbildung empfiehlt der Redner nicht, vielmehr wird die technisch-ökonomische Überlegenheit des Trusts anerkannt. Gegen die sozialen Gefahren der Trustbildung muß dagegen eingeschritten werden. Das Ziel muß die Zurückführung der Produktion zu ihrer ursprünglichen Aufgabe, dem Konsum zu dienen, sein, wie es der Sozialismus verlangt. Der Redner fordert deshalb in erster Linie folgende Maßnahmen: genossenschaftliche Organisation der Konsumenten, starke, einheitliche gewerkschaftliche Organisationen der Arbeiter, Reformbewegung, Aufhebung der Zollgesetzgebung dort, wo ein Trust Monopolstellung erlangt hat, staatliche Kontrolle und — ausnahmsweise — Sonderbesteuerung der Trusts, eine staatliche Preisregelung (?), wo die Preisbildung nicht mehr in normaler Weise vor sich geht.

Eine Diskussion folgte dem Vortrage nicht. Auch die schwedischen „Jungen“ hielten es nicht der Mühe wert, die sonderbaren Anschauungen des Redners über die marxistische Werttheorie zur Diskussion zu ziehen.

Sodann begannen die Verhandlungen über die aus den Kommissionen zurückgelangten Anträge. Clausen-Dänemark berichtete über die Frage der Jugendbildung. Die angenommene Resolution fordert obligatorische Fortbildungsschulen, in denen besondere Rücksicht auf die Berufsbildung der Schüler gelbt wird. Ueber die Genossenschaftsfrage berichtete Zuhl-Norwegen. Die Resolution schließt sich dem Beschluß des Kopenhagener internationalen Arbeiterkongresses an; die Arbeiter werden aufgefordert, ihre genossenschaftliche Organisation ernstlich in Angriff zu nehmen. Der Referent empfiehlt die Organisation der Konsumenten und auf der Grundlage des organisierten Konsums Uebergang zur Eigenproduktion. Die Diskussion verlief recht lebhaft, teilweise gar hitzig, nachdem ein Redner eine lange für die alte dänische Parteilassung der Produktionsassoziation gebrochen hatte. Schließlich fand die Resolution fast einstimmige Annahme.

Die Mittwoch-Verhandlungen mußten, da die Kommissionen nicht fertig waren, auf mehrere Stunden unterbrochen werden. Annahme fanden zunächst Resolutionen über Zusammenwirken der skandinavischen Nationen insbesondere auf dem Gebiete der Sozialgesetzgebung. Ueber die Errichtung einer gemeinsamen skandinavischen Zeitschrift sollen die Parteivorstände in den drei Ländern nähere Untersuchungen anstellen.

In der Arbeitslosenversicherungfrage werden die Gewerkschaften aufgefordert, die Arbeitslosenunterstützung einzuführen und von den Kommunen und den Staaten Zuschüsse zu diesen Kassen verlangen. Die Frage eines skandinavischen Arbeiterkongresses wird den Parteivorständen überwiesen. In der Frage des Achtstundentages wurde dessen gesetzliche Einführung verlangt. Die Wohnungsfrage führte zur Annahme einer Resolution, die staatliches und kommunales Eingreifen fordert. Die genossenschaftliche Organisation zu Bauwesen wird empfohlen, sofern genossenschaftliche Wirtschaft gegen Spekulation geboten wird. Die Organisation der Industriearbeiterinnen wird in einer besonderen Resolution propagiert, die Abschaffung der Heimarbeit durch gesetzliche Maßnahmen ebenso gefordert. Die unvermeidliche Resolution über eine internationale Hilfspolizei fand Annahme.

Ueber die zwei wichtigsten Fragen, Militärfrage und Gewerkschaftsfrage, die den Kongress beschäftigten und die entgegen der ursprünglichen Absicht auch den größten Teil des Donnerstags in Anspruch nahmen, werden wir in einem Schlussartikel berichten.

Der Verband der Lagerhalter und Lagerhalterinnen

d. Köln, 8. September.

Am 8. September, nachmittags 6 Uhr, wurde die außerordentliche Generalversammlung des Lagerhalterverbandes, die in dem in Konkurrenz befindlichen Volkshaus zu Köln a. Rh. abgehalten wird, von dem zweiten Vorsitzenden des Verbandes, Gen. Stephan-Weipzig, eröffnet, da der erste Vorsitzende, Gen. Meindorf, plötzlich erkrankt ist.

Anwesend sind außer dem Vorstand 70 Delegierte. Als Gäste wohnen der Generalversammlung die Genossen Silberstein, Urban als Vertreter der Generalkommission, Urban- und Lange-Hamburg als Vertreter des Handlungsgehilfenverbandes, Dreher-Berlin als Vertreter des deutschen und Menge-Wien als Vertreter des österreichischen Transportarbeiterverbandes. Auch die Großhandelsgehilfen, Abteilung Düsseldorf, ist durch Genossen Saure, und die Konsumgenossenschaft Pommern, Mühlheim a. Rh., durch Schäfer vertreten.

In das Bureau wurden gewählt Lammé-Berlin, Bergmann-Köln als Vorsitzende, Albrecht-Gera als Schriftführer.

Von den in herzlichen Worten gehaltenen Begrüßungsreden ist besonders die des Genossen Haas, Vertreter des Kölner Gewerkschaftsartikels, erwähnenswert. Er weist darauf hin, daß das rheinische Volk allgemein als ein leichtfertiges Volk bekannt war, das für ewige Dinge wenig Interesse zeigte. Wenn man dann weiter in Betracht zieht, daß der katholische Klerus noch einen mächtigen Einfluß auf das Volk hat, dann braucht man sich nicht zu wundern, wenn bis vor wenigen Jahren die moderne Arbeiterbewegung in Köln geringe Fortschritte machte. Das ist jetzt anders geworden, trotz der katholischen Subtilität, die sich vor den Toren Kölns, in Müllchen-Graben befindet. Aus dem tiefschwarzen Köln ist, wie die Reichstagswahl im Januar 1912 zeigte, ein rotes Köln geworden. Wenn der Sieg diesmal auch mit Hilfe der Liberalen gewonnen wurde, so würden doch die Kölner Arbeiter alles daran setzen, bei den nächsten Wahlen den Sieg aus eigener Kraft zu erringen.

Urban sowohl wie Dreher sprachen in ihren Begrüßungsreden die bestimmte Hoffnung aus, daß der Verbandstag die Verschmelzung des Lagerhalter- und des Handlungsgehilfenverbandes beschließen möge, zum Nutzen nicht nur der Angestellten, sondern zum Nutzen der gesamten Arbeiterbewegung.

Nachdem die vom Vorstand vorgeschlagene Tagesordnung genehmigt, die Tagungszeit von früh 8 bis nachmittags 2 Uhr fest-

Wierundzwanzigstes Kapitel.

Ueber Schweden.

Man war zum Dessert gekommen. Der Champagner funkelte in den Gläsern, welche die Lichtstrahlen von der Krone in Nikolaus Falks Schaal brachen. Arvid empfing von allen Seiten freundliche Händedrucke mit Komplimenten und Glückwünschen, Warnungen und Ratsschlägen; alle wollten dabei sein und sich eines Teils des Erfolges verschern, denn es war jetzt ein entschiedener Erfolg.

— Affessor Falk! Ich habe die Ehre, sagte der Präsident des Kollegiums für Ausbezahlung der Beamtengehälter und nicht ihm über den Tisch zu. Das ist ein Genre, das ich verstehe.

Falk nahm das verlegende Kompliment in Ruhe hin. — Warum schreiben Sie so melancholisch? fragte eine junge Schönheit, die rechts vom Dichter saß. Man könnte glauben, Sie seien unglücklich verliebt.

— Affessor Falk! Darf ich auf Ihr Wohl trinken, sagte der Chefredakteur des Grauhäutchen von links, indem er seinen langen, blonden Bart strich. Warum schreiben Sie nicht für meine Zeitung?

— Ich glaube nicht, daß die Herren druckten, was ich schreibe, antwortete Falk.

— Ich weiß nicht, was uns abhalten sollte!

— Die Ansichten!

— Ach! Damit ist es nicht so gefährlich. Man ver-
sichert sich eben. Wir haben keine Ansichten.

— Proft, Falk! schrie der ganz aufgeregte Rundell über den Tisch. Proft!

Levi und Borg mußten ihn zurückhalten, daß er nicht aufstand und eine Rede hielt. Es war das erste Mal, daß er in solch einer Gesellschaft war, und die glänzende Versammlung und die reiche Bewirtung hatten ihn verzaubert; da sich aber alle Gäste in einem höheren Stadium befanden, erreichte es glücklicherweise kein unliebsames Aufsehen.

Arvid Falk fühlte sich warm werden beim Anblick dieser Menschen, die ihn wieder in ihre Gesellschaft aufgenommen

hatten, ohne Erklärungen zu verlangen oder eine Abbitte zu fordern. Er hatte ein Gefühl von Sicherheit, auf diesen alten Stühlen zu sitzen, die Teile seines Kinderheims gewesen waren; er erkannte mit Wehmüt den großen Tisch; auf dem wieder, der früher nur einmal im Jahr herausgenommen wurde. Aber die vielen neuen Menschen machten ihn zerstreut; er ließ sich von ihren freundlichen Mienen nicht täuschen; sie wünschten ihm allerdings nichts Böses, aber ihr Wohlwollen war von einer Konjunktur abhängig.

Außerdem kam ihm das ganze Fest wie eine Maskerade vor. Was hatte Professor Borg, der Mann mit dem großen, wissenschaftlichen Ruf, für gemeinsame Interessen mit seinem ungebildeten Bruder? Sie waren in derselben Aktiengesellschaft! Was machte der hochmütige Kapitän Gyllenborst hier? Kam er hierher, um zu essen? Unmöglich, wenn die Menschen auch weit gehen, um zu essen! Und der Präsident? Und der Affessor? Das waren unsichtbare Bande, starke, unlösbare Verflechtung.

Die Freude stieg hoch, aber das Lachen war zu gelb; der Witz sprudelte, war aber säuerlich. Falk fühlte sich belommen, und es war ihm, als sehe das Gesicht des Vaters vom dem Porträt, das über dem Piano hing, gornig auf die Gesellschaft herab.

Nikolaus Falk strahlte vor Zufriedenheit; er sah und hörte nichts Unangenehmes, er vermied es aber, so sehr er konnte, den Blicken des Bruders zu begegnen. Sie hatten noch nicht ein Wort gewechselt, denn Arvid hatte sich nach Levins Anweisung erst eingefunden, als alle Gäste versammelt waren.

Das Diner war seinem Ende nahe. Nikolaus hielt eine Rede über „die eigene Kraft und den festen Willen“, die den Menschen an sein Ziel führen: „wirtschaftliche Unabhängigkeit“ und „gesellschaftliche Stellung“. „Das alles“, sagte der Redner, „verleiht einem Selbstgefühl und gibt dem Charakter die Festigkeit, ohne die wir nichts nützen können; nämlich dem allgemeinen Wohl, das das Höchste ist, wozin wir kommen können; und dahin, meine Herren, streben wir

doch alle, wenn wir der Wahrheit die Ehre geben. Ich trinke auf das Wohl der geehrten Gäste, die heute mein Haus beehrt haben, und ich hoffe, noch oft diese Ehre genießen zu dürfen.“

Hierauf antwortete Kapitän Gyllenborst, der bereits etwas angeunken war, in einer längeren, scherzhaften Rede, die man bei anderer Stimmung und in einem andern Haus standalös genannt hätte.

Er schimpfte auf den Kaufmannsgeist, der um sich gegriffen habe, und er erklärte scherzhaft, er habe doch Selbstgefühl, trotzdem er durchaus nicht wirtschaftlich unabhängig sei; er habe gerade heute vormittag ein Geschäft der unangenehmsten Art erledigen müssen — trotzdem aber bestimme er Charakterstärke genug, dieses Diner nicht zu veräumen; und was seine gesellschaftliche Stellung angehe, so sei die so gut wie die irgend eines andern — und der Meinung seien wohl die andern auch, da er die Ehre habe, an diesem Tisch zu sitzen und der Gast dieser schamanten Witze zu sein.

Als er zu Ende war, atmete die Gesellschaft auf; „man habe ein Gefühl gehabt, als sei eine Gewitterwolke vorübergezogen“, bemerkte die Schöne zu Arvid Falk, der dieser Meinung lebhaft beistimmte.

Es war so viel Lüge, so viel Falschheit in der Luft, daß Falk sich fortsetzte. Er sah, wie diese Menschen, die ganz sicher ehrlich und achtenswert waren, gleichsam an einer unsichtbaren Kette gingen, in die sie dann und wann mit erkühter Wut bißen; ja, Kapitän Gyllenborst behandelte ja den Wirt mit offener, wenn auch scherzhafter Verachtung. Er steckte sich eine Zigarre im Salon an, nahm unpassende Stellung ein und tat, als sehe er die Damen nicht. Er spuckte auf die Steine vorm Ofen, kritisierte unbarmerzig die Geldrunder an den Wänden und sprach seine Verachtung über Mahagonimöbel aus. Die übrigen Herren beobachteten eine Gleichgültigkeit, die ihrer würdig sein sollte, und schienen Dienst zu tun.

Erregt und unzufrieden verließ Arvid Falk unbemerkt die Gesellschaft und ging.

(Fortsetzung folgt.)